

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 3 (1913)
Heft: 13

Artikel: Die Eröffnung der Cineslichtspiele
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kommt es, daß letzten Endes weder der Hausbesitzer noch der Kinomietler einen Vorteil von der unsinnigen Mietsteigerung haben, sondern irgend ein rücksichtsloser Dritter, der sich ins Fäustchen lacht. Jede unsinnige Mietwertsteigerung über den eigentlichen Grund- und Bauwert hinaus rächt sich im Wirtschaftsleben und zwar nicht nur an dem armen Mieter, der zu teuer sitzt, sondern auch an dem Hausbesitzer selbst. Auch dann, wenn der Hausbesitzer das Haus nicht verkauft, es aber entsprechend dem höheren Mietzins ertrag höher belastet, wendet sich zum Schluß die Steigerung gegen ihn. In einzelnen Stadtteilen ausländischer Großstädte hat der Mietzinswucher in der Gründungsperiode der Kinos zu Katastrophen auf dem Grundstücksmarkt geführt, bei denen seltener die Kinobesitzer als die Grundbesitzer und Banken die Leidtragenden waren.

Nun kann man es aber auch einem Hausmeister, der ein gutgehendes Kino als Mieter hat, nicht verdenken, wenn er sich versucht fühlt, von der Rendite des Kinos mehr als den ursprünglich ausgemachten Zins zu genießen. Diese mehr oder weniger von Neid getragene Stimmung macht ihn den Verlockungen der „Ausmieter“ zugänglich. Ein erfahrener Kinofachmann wird dem vorbeugen, indem er den Hausmeister beteiligt. In Deutschland ist die Beteiligung des Hausmeisters am Kino in der Form der G. m. b. H. gang und gäbe geworden, besonders in Provinzstädten. Bei uns in der Schweiz kann man statt der G. m. b. H. die noch bequemere Rechtsform der Genossenschaft wählen, deren Gründungsvorgang zwar etwas schwerfällig, deren Geschäftsführung aber bequemer ist. Die Beteiligung des Hausmeisters ertötet jede Möglichkeit, von gewissenlosen Glücksrittern und Ueberbietern ausgemietet zu werden und macht den Hausmeister zum Interessenten am Kino. Solange dies nicht möglich ist, empfiehlt es sich, Mietsverträge über Kinos nur mit grundbuchlicher Eintragung abzuschließen, sonst kommt es eben zu Mietzinssteigerungen in der Form des Besitzwechsels, wobei der neue und glänzend hineingelegte Hausbesitzer auch dann steigern muß, wenn er es nicht einmal will, weil er eben selbst zu teuer gekauft hat. Ein grundbuchlich eingetragener Mietsvertrag dagegen kann durch keine Handänderung vernichtet werden.

Der besonnene Grundbesitzer wird es zu würdigen wissen, wenn der erfahrene Kinofachmann entweder grundbuchlichen Mietsvertrag oder Beteiligung verlangt, denn er hat selbst ein Interesse an gesunden Bodenverhältnissen. Daß es in der Kinobranche immer Leute geben wird, die sich alle Mühe geben werden, andere Kinobesitzer auszumieten, wird wohl nicht zu verhindern sein. Seriösen Kinofachleuten aber, die ein neues Theater gründen wollen, sei in ihrem eigenen Interesse dringend geraten, sich lieber mit dem künftigen Hausmeister zu verassozieren und ein neues Theater in einer vernünftigen Lage hochzubringen als andere Leute durch Ueberbietung auszumieten.

L. W. Stäubli.

Die Gröffnung der Cineslichtspiele.

Der erste deutsche Kinobau hat nun, kurz vor den Ostertagen, seine Pforten geöffnet. Die Premiere, bei welcher „Quo vadis?“ gegeben wurde, war ein gesellschaftliches Ereignis, und denen, die nicht dabei sein konnten, gaben die Zeitungen am folgenden Tag in langen Feuilletons Kunde von der neuen Müance, um die das Berliner Vergnügungsleben reicher geworden ist. Diese Berichte sind in mancher Beziehung mehr als lehrreich. Fast alle wissen von dem schmucken Gebäude nur das Beste zu sagen, aber manchem der Redakteure liegt es doch im Magen, daß es ausgerechnet ein Kino sein muß, für das ein so vornehmes und gediegenes Heim erstellt wird. Ja, wenn das ein Theater wäre! Auch an dem vorgeführten Film können die meisten nichts Positives aussetzen, auch aus den vorsichtigsten Satzwendungen klingt es heraus, daß da ein Meisterwerk geschaffen wurde. Aber da man doch nun einmal verpflichtet ist, dem Kino einen Schlätterling anzuhängen, verfällt man auf ein höchst einfaches Mittel, dem Premierenbericht einen säuerlichen Anstrich zu geben: Man nörgelt! Und so nimmt man seinen ganzen teutschen Mannesstolz zusammen und räsonniert auf sechzig Zeilen über den — fremden Namen „Cines“, der schauerhaft sei, und bei dem man nicht einmal wisse, ob man der, die oder das „Cines“ sagen müsse. Großartig, nicht wahr? Andere bringen die uralte Vitanei über die dem Filmdrama beigegebenen erklärenden Inschriften zum hundertsten Mal, und wem auch das nicht genügt, der macht sonst eine allgemein gehaltene schnoddrige Bemerkung und glaubt dadurch wieder einmal ein erhebliches Teil zur Abmurkung des Kinos beigetragen zu haben.

Es gibt aber auch Zeitungen, und mit besonderer Freude sei es konstatiert, führende Blätter, die sich nicht genieren, rückhaltloses Lob zu spenden.

So schreibt z. B. die

„Vossische Zeitung“

u. a.: „Das neue Kinetheater am Nollendorfsplatz hat gestern in einer Generalprobe die Pracht des Filmzaubers entfaltet. Die Vorstellung bewies aufs beste, daß Dr. Hanns Heinz Ewers, der gewissermaßen als Conferencier zur Einführung sprach, mit Recht behaupten konnte, daß auch das Kino die Kunst zu pflegen vermag.“

Der „Vokalanzeiger“ urteilt:

„Das Cines-Theater präsentiert sich als ein Schmuckstückchen reizendster Art, es ist mit auserlesenstem Geschmack ausgestattet.“

In den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ heißt es nicht ohne leisen Schmerz:

„Wunderlich bleibt allerdings, daß es gerade ein Kino sein muß, der uns aufweisen soll, wie man heute intime Theater zu bauen hat.“

Ueber den „Quo vadis?“-Film geben wir das Urteil wieder, das der in Theater- und Kunstdingen maßgebende „Berliner Börsen-Courier“ fällt:

„Der „Quo vadis?“-Film entrollt ein wunderbar plastisches Bild der weltbeherrschenden Roma unter Nero. Die prunkenden Feste und schwelgerischen Mähler am Kaiserhof

ziehen vorüber, die Versammlungen der kleinen Christengemeinde, die sich gläubig um Petrus schart, erscheinen, von grandioser Wirkung aber sind vor allem die Szenen, die den Brand der Stadt, die rauchenden Trümmer, die stürzenden Mauern, die sinnlos flüchtenden Menschen schildern, dann jene, die im Kolosseum spielen und in der gewaltigen Arena die Wettrennen der Quadrigen, das Ringen zwischen Gladiatoren und Rezkämpfern und schließlich eine ganze auf das Hüpflein der Christen losgelassene Herde von Löwen zeigen. Selten oder nie zuvor ist wohl eine solche Massenentsfaltung und solche historische Treue, zugleich aber solche Geschicklichkeit des Arrangements auf einem Film zu sehen gewesen. Und mit Recht darf man „*Quo vadis?*“ als einen Triumph der Kinematographie ansprechen.“

Und da geht so ein melancholischer Kritiker hin und fragt: „der, die oder das Gines?“



„Berlin im Film“.



Es ist Gepflogenheit mancher Zeitungen, ihren Lesern zu Ostern eine über das gewöhnliche Maß reich ausgestattete Nummer auf den Tisch zu legen oder Beilagen zu bieten, die irgend einem interessanten Gebiet oder einer besonders aktuellen Frage gewidmet sind. Nachdem bereits das Stockholmer „*Aftonbladet*“, das bedeutende schwedische Blatt, eine Kinospzialnummer herausgegeben hat, die in erschöpfender Weise alle Fragen des Kinos berührt, — u. a. ist Sigurd Jbsen, der Sohn Henrik Jbsens, mit einem Beitrag vertreten —, überrascht nun auch die „*Berliner Allgemeine Zeitung*“ mit einer Serie von Aufsätzen, die unter dem Titel „Berlin im Film“ alle möglichen kinematographischen Probleme anschneiden. Da ist von der **Entwicklung** des in enger Bude sein Dasein fristenden „**Kientopps**“ zum eleganten luxuriösen **Lichtspielhaus** die Rede, das „**Wiedersehen im Film**“, das, manchmal ein Zufall, beim einen freudige, beim andern schmerzliche Emotionen auslöst, wird in zwei hübschen Ausschnitten geschildert, dem Verhältnis des „lieben“ Publikums zum Kurbelmann, der mitten im Gewühl der Straße sein nicht immer angenehmes Handwerk ausübt, werden nachdenkliche Betrachtungen zuteil, die **Zukunft des Films** findet in knapper Form eine etwas weitblickende Erörterung — kurz, man findet in der verdienstlichen Nummer viel des Interessanten.

Wir entnehmen ihr die schöne Skizze:

Das Wiedersehen im Film.

In dem brandenden Gewühl, in der unübersehbaren Steinwüste, unter den Millionen Menschen der Weltstadt untertauchen zu können, wann und wo immer es ihm beliebt, ist des Berliners, wie jedes Großstädtlers Stolz. Aber es gibt Bedauernswerte, die nicht nur in ihren bescheidenen vier Pfählen, die im dichtesten Straßengewimmel, in vollgepferchten Konzertsälen, in den von tausend Bewohnern bevölkerten Mietskasernen mütterjeelenallein und verlassen dastehen. Niemand weiß von ihrer Existenz, nie-

mals hören sie von fremden Lippen ihren Namen nennen. Das unheimliche, unendliche Meer menschlicher Vereinsamung ist längst über ihnen zusammengeschlagen. Namenlos und ungenannt leben sie; namenlos finden sie dereinst ihr Ende, und eine trockene Zeile im Polizeibericht tut ihrer zum letzten Male Erwähnung. Aber nicht immer waren sie vereinsamt; vor Jahren haben sie unter der Last unerträglichen Leides, unter dem Zwange unabwendbaren Verhängnisses die Brücken hinter sich abgebrochen, die sie mit der Mit- und Umwelt verbanden. Sie wissen nichts mehr von den Angehörigen, und diesen gilt das verschollene Familienmitglied als tot; verdorben und gestorben. Da führt den Einsamen eines Tages der Zufall über eine vom Weltstadtverkehr umbrauste Brücke. Unsicher ist sein Schritt; denn in der Abgelegenheit seines stillen Wohnviertels, weit weit draußen am Rande der Stadt, hat er es fast verlernt, sich mit der selbstverständlichen Sicherheit des Berliners im Straßenverkehr zu bewegen. Ein Mann mit einer Art photographischen Apparates, der drüben an der Brüstung der Brücke steht und unaufhaltbar eine Kurbel drehend bewegt, fesselt seine Aufmerksamkeit. Er hat ja Zeit; er bleibt stehen und schaut dem seltsamen Beginnen des Mannes zu, bis ihn der rastlos flutende Verkehrsstrom halb wider Willen weiterführt . . .

Eines Tages wird im Kino eine Berliner Straßenszene vorgeführt. Menschen gehen und kommen; Automobile flitzen einher; schwerfällig schieben sich Omnibusse und Straßenbahnwagen über die Brücke. Da hört man aus dem Dunkel des Saales auf einmal einen halb unterdrückten Ausruf: „*Water!* — Mutter, hast du nich Watern jesehn?“ — Ein paar Leute lachen; einige andere wenden sich nach der Knabenstimme um, die laut geworden; aber längst ist die Szene vorübergehuscht. Ein gedämpftes, erregtes Gespräch entspinnt sich zwischen dem Jungen, der und der neben ihm sitzenden, abgehärmten Frau. Dann wird alles still.

Aber in fast unerträglicher Spannung sitzen zwei Menschen die beiden nächsten Stunden hindurch in dem heißen, menschenerfüllten Raum und harren der Wiederkehr des Films. Jetzt hat das Programm von neuem begonnen; nun kommt nur noch der Scherz „*Amanda beim Kaffeekochen*“, bevor die Straßenszene aufs neue an der Reihe ist. Aber Mutter und Sohn, die vorher laut über die ungeschickte Kaffeeköchin gelacht haben, sehen nicht mehr, wie die junge Frau bei ihren Kochkünsten erst die Küche und dann das ganze Haus unter Wasser setzt. Ihre Herzen klopfen zum Zerspringen; denn nun erscheint wieder die bekannte Brücke mit ihrem Verkehrsgewühl. Und da — deutlich hebt er sich, mit dem Gesicht in den Saal gewandt, von den vorbeihastenden Menschen ab — blickt wieder der einsame Wanderer auf, bleibt eine Weile stehen und verschwindet endlich unter den Passanten.

Mit Hast und in Aufregung verlassen beide ihren Platz. Kein Zweifel! Es ist *Water*, der seit fünf Jahren Verschollene, Totgeglaubte! Anderen Tages geht es zur Filmgesellschaft, die das Bild, wie gleich festgestellt wird, erst vor einer Woche aufgenommen, geht's zur Polizei. Die zuckt mit den Achseln:

„Wenn Sie die Wohnung nicht wissen — gemeldet ist er nicht! — Wo sollen wir ihn suchen?“